

UMSCHAU

Kirche, Wirklichkeit und Kunst

Zur Tagung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in Bad Godesberg

Die Initiative des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, *Hans Maier*, brachte einen großen Erfolg mit sich. Die ca. 120 Teilnehmer des Kongresses „Kirche, Wirklichkeit und Kunst“, der am 26. und 27. März 1979 im „Wissenschaftszentrum“ in Bad Godesberg stattfand, nahmen das Gespräch zwar behutsam auf, stellten sich jedoch voll hinter das Anliegen des Präsidiums. Nach allem, was an Auseinandersetzungen zum Thema „Kirche und Kunst“ hinter uns liegt, war das nicht selbstverständlich. So bemerkte schon in der Einführung zur Tagung *Albrecht Beckel*, der frühere Präsident des Zentralkomitees, die subjektive Prägung des Künstlers heute ginge so weit, daß der Dialog der einzige Nenner zwischen den einzelnen sei. Deshalb könnten keine allgemeingültigen Theorien, sondern nur Bausteine einzelner Künstler zum Gespräch angeboten werden.

Zunächst berichteten drei Vertreter der bildenden Künste von ihren Erfahrungen. *Georg Meistermann* referierte über seine Erlebnisse im Raum der kirchlichen Monumentalmalerei. *Emil Wachter* berichtete von seinen Erfahrungen als Maler und Bildhauer. *Justus Dahinden* vertrat die Architektur und besonders den Kirchenbau. Professor *Meistermann* – berühmt durch sein geistiges Florett – deutete dieses Mal seine oft schlechten Erfahrungen mit dem Klerus nur vornehm an. In den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte er die Frage nach der Kompetenz bzw. Inkompetenz des ungläubigen Künstlers und erläuterte sie am Beispiel von Fernand Léger und dessen Herz-Jesu-Zyklus in der Kirche von Audincourt. Meistermanns uneinholbare Definition der gestalterischen Arbeit lautet: „Kunst ist die Darstellung des Wahrhaftigen.“

Emil Wachter steuerte in geistvoller Weise auf eine weitere Reihe von theologischen Pro-

blemen zu. Zunächst folgte eine Apostrophierung der „Amtskirche“, von der man sich „schickerweise gern distanziert“. Kirche ist für Wachter „der reale, der greifbare Leib des Christus mit allen Wunden und Entstellungen“. Diesem bemerkenswerten Begriff der Kirche stellte der Maler und Bildhauer eine ebenso beachtenswerte Definition des künstlerischen Schaffens gegenüber: „Kunst wäre da, wo einer bewundert oder verehrt oder fragt oder betroffen ist und dies sinnfällig, durch welches Medium auch immer, zum Ausdruck bringt.“ Auffällig ist an dieser Definition der Kunst die Öffnung des Begriffs zu den Medien, die den konventionellen Umkreis der „bildenden Künste“ überschreiten.

Beim Anblick des Regierungsviertels in Bonn konnte Wachter eine Apostrophierung der Ingenieurbauten dieser Verwaltungsbezirke nicht unterlassen: Man kann – so formulierte der Künstler – den Eindruck bekommen, „daß dies offenbar nur ein Staat von Parteifunktionären, Wirtschaftsbossen, Bürokraten, Sekretärinnen und sonstigen Gehaltsempfängern ist, denn alles sieht ungefähr gleich aus, nämlich gleich hektisch und phantasielos, öd und – was schlimmer ist – sogar feindselig. Geld ist doch genug da, aber Geld macht noch keinen Staat.“ Die Kritik an gewissen Vorgängen in der Kirche schließt sich diesem Feststellen über den Staat mit einem Zitat an: „Die Kirche sei nicht unschuldig daran, daß die Bedeutung der religiösen Dimension für das Menschsein aus dem Bild unserer heutigen Wirklichkeit zunehmend verdrängt ist. Dies erklärte in einem epd-Interview der scheidende Präses der Synode der EKD, Cornelius A. von Heyl. Sie müsse neben der rationalen auch die emotionale und religiöse Schicht des menschlichen Wesens ansprechen . . .“ Die Kirche gerät also in die Nähe

der profanen Gesellschaft, wenn sie die Kunst verzweckt und als Nutzwert für ihre Zwecke vereinnahmt. „Kunst als Hure – wer wollte bestreiten, daß es das auch gibt! Oder, was kaum besser ist und im Falle der Kirche leider nicht selten: Kunst als schwindsüchtige Versatzfigur, die infolge Blutleere gar nicht als Geliebte taugt, sondern karitativ betreut werden muß.“ Dieser starke Vergleich, der mit Christus und der Sünderin ins Biblische gewendet wurde, hinderte Wachter nicht, seine ideale Sicht von Kirche und Kunst weiter zu entwickeln. Im Satz: Die „Kirche ist die Mutter der Bilder, muß sie aber je neu konzipieren und gebären“, fanden seine Ausführungen ihren Höhepunkt.

In vergleichbarer Weise hat auch *Justus Dahinden* eine Reihe von prägnanten Forderungen für den Kirchenbau gestellt. Zunächst setzte sich der Schweizer Baumeister gegen eine Sakralarchitektur zur Wehr, die „bloß als Reflexion gesellschaftlicher Prozesse und einer humanen Bedürfnisstruktur“ auftritt. Ebenso lehnte Dahinden jene Bauwerke ab, die lediglich als „Funktionsträger des Rituals“ traditionelle Stilisierungen im Rahmen der Überlieferung weitergeben, ohne sich an „neuen Realitäten“ zu orientieren. Der Kirchenbau ist „Bestandteil einer religiös motivierten Gefühls- und Empfindungswelt (Religiosität ist eine Gefühlswelt)“. Der Bau legitimiert sich auch „nach einer psychologisch begründeten Eignung“. Als „Wahrnehmungsstruktur“ hat die Architektur den religiösen Menschen zu beeinflussen. Die „kirchliche Bauleistung ist ein Bildversprechen, das jeder versteht . . .“. Deshalb sind „theologische Abstraktionen und komplizierte Interpretationen“ gefährlich, denn „Kirchenbauten sind . . . eine psychische Realität“.

Nach einer ersten Diskussionsrunde, über die noch zu berichten sein wird, kam die Literatur zur Sprache. Der Schriftsteller *Herbert Rosendorfer* gab zunächst einen historischen Überblick über die deutsche Literatur, von der er meinte, daß sie vorwiegend von Protestanten geschaffen wurde. Die katholisierenden Texte – etwa im Geistlichen Jahr der Droste – schienen dem Referenten schwächer als die profanen Dichtungen. Rosendorfer hat sicher

überzeichnet, wenn er erklärte: „Das Verhältnis der Literatur zur Kirche ist schlecht, war schlecht und wird immer schlecht bleiben.“ Die Ausführungen Rosendorfers stuften sich – bei aller Anerkennung ihrer analytischen Qualität – unter die übrigen Berichte ein, weil sich der Referent durchweg auf dem Niveau des Geistreichen und Dialektischen bewegte. Das Brillieren und der „Feuilletonismus“ sind aber eine der Ursachen, dererentwegen Kunst und Literatur von der modernen Gesellschaft in die „ästhetischen Reservate“ entlassen wurden.

Die Fragen, die in Bad Godesberg besprochen wurden, sind viel zu ernst, als daß man sie zu einer ästhetischen Olympiade hätte umfunktionieren können. Das bezeugte in besonderer Weise die Anwesenheit von *Heinrich Böll*, der seine Bedenken, Korrekturen und Beiträge sehr ernst und mit Gewicht in die Waagschale warf, so daß auch diejenigen, die nicht seiner Meinung waren, ihm ihre Achtung nicht versagten. Heinrich Böll war durch seine Autorität einer der Mittelpunkte dieser Tagung.

Die Musik, von deren Gebrauch oder Mißbrauch in der Kirche *Berthold Hummel* berichtete, schien nach dem Referat des Musikwissenschaftlers in der polaren Spannung zwischen großer Kunst und dem Dilettantismus zu stehen. Die eigentlichen Quellen für die Kirchenmusik bilden nach Professor Hummel der gregorianische Choral und die große Musik eines Bach und Bruckner. Dagegen machte sich im gitarrespielenden Kaplan oft ein Dilettantismus stark, der die Tradition der großen Kirchenmusik gefährdet. Damit war das „Triviale“ zur Diskussion gestellt. Die Frage einer „elitären Kunst“ und einer Musik der Massen schienen als Alternativen aufgeworfen. Der gitarrespielende Kaplan fand eine Reihe von Befürwortern. Die Kultur des Trivialen dürfe nicht – wie so oft – schon im Entstehen abgeblockt werden. Im Gegensatz zu einigen, die ihren Diskussionsbeitrag mit dem Eingeständnis ihrer mangelhaften musikalischen Kenntnisse begannen, vertrat Hans Maier hier eine überlegene Ansicht. Der Graben zwischen Kirche und Kunst sei nie so groß gewesen wie heute. Ein „ghettohaftes Litur-

gieverständnis“ wäre besonders im Einheitsgesangbuch „Gotteslob“ sichtbar. Hans Maier plädierte für eine Annäherung des „Trivialen“ und der hohen Kunst nach Art von Schubert, der genauso zum Tanz wie in der Kirche aufgespielt habe.

Film und Medien waren durch einen fundierten Erfahrungsbericht von *Erich Kock* vertreten. Bescheiden, tief und treffend erläuterte Kock an seinen Kurzfilmvorführungen die Möglichkeit, den Menschen bis in den religiösen Bereich hinein zu durchleuchten. Der „Filmmacher“ zeigte Ethos und Profil und hat wohl in 20 Minuten mehr Vorurteile gegen die Massenmedien abgebaut, als zu vermuten war.

Das Schlußforum stand unter dem Thema: „Braucht die Kirche den Künstler? Braucht der Künstler die Kirche?“ Teilnehmer waren *Eva Zeller, Heinrich Böll, Bernhard Hanssler, Anton Henze* und *Georg Meistermann*. Die Leitung hatte *Werner Ross*.

Mittelpunkt der Diskussion an beiden Tagen war die Kirche oder das, was dem einzelnen als Kirche entgegenkam. In der überwiegenden Zahl der Fälle verstand man darunter die kirchliche Behörde oder ihre Vertreter. Was für den einzelnen sehr konkret gewesen sein mag, wirkte in der Diskussion wie ein Abstraktum oder sogar wie etwas Anonymes, das unaufhörlich vor den Schranken stand und zur Verantwortung gezogen wurde. Diese „synthetische Kirche“ wirkte wie ein Wechselbalg, den man nicht bestrafen konnte, weil er in der Form gar nicht greifbar ist. Bischof *Wetter* mit seinen Diskussionsbeiträgen und Prälat *Hanssler* mit überlegten und überlegenen Hinweisen konnten damit nicht gemeint sein. Die Meditation von Kardinal *Volk*, dem hervorragendsten Repräsentanten der Kirche auf dem Symposium, gehörte zu den fundiertesten und umfassendsten Gedanken, die auf der Tagung zu hören waren. Nicht von „Kunst“ und „Kirche“ war dabei die Rede, sondern vom Menschen als Bild, der sich in einer völlig dem Nutzwertdenken ausgelieferten Gesellschaft zu behaupten habe. Die religiösen Profile und die trinitarische Struktur dieses Menschen bildeten den Mittelpunkt der Vesperfeier, die von „Feuilletonismus“ und

„spirituellem Gesäusel“ weit entfernt waren.

Die Kirche war also gar nicht schlecht auf dieser Tagung repräsentiert. Fragt sich nur, ob sie das eigentliche Problem der zeitgenössischen Kunstszene darstellt. Ob nicht der Säkularisierungsprozeß und der Zerfall des gesellschaftlichen Bewußtseins in und außerhalb der Kirche zu weit fortgeschritten sind, als daß sie auf politischem Weg reformiert werden könnten.

Meistermanns Frage nach dem Unglauben von Fernand Léger wurde mit einem Hinweis auf den anthropologischen, d. h. allgemein menschlichen Charakter der Passionssymbole des Herz-Jesu-Zyklus von Audincourt entgegnet. Im Sinn der Definition des Wolfram von den Steinen ist Kirche von alters her nicht nur „Behörde“, sondern der „Herzschlag des Kosmos“. Das heißt, in Bibel und Patristik besitzt auch die übernatürliche Offenbarung ihre Verankerung in der Schöpfung und im Bildcharakter des Seins. Wer weiß denn überhaupt, ob Léger zur Kirche gehörte oder nicht, erklärte *Heinrich Böll* und akzentuierte damit den Gedanken eines „anonymen Christentums“, der in der modernen Theologie wieder besprochen wird. *Hans Maier* erinnerte daran, daß auch nach Augustinus niemand weiß, wer eigentlich zur Kirche gehört. Damit erwies sich der Begriff Kirche für die zeitgenössische Kunstdiskussion einmal mehr als problematisch.

Zentraler, aber auch nicht unwidersprochen, blieben die Hinweise auf die Kirche als „Mutter der Bilder“ von Emil Wachter und den Kirchenbau als „Bildversprechen“ von Justus Dahinden. Besonders *Günter Rombold*, Chefredakteur der ökumenischen Zeitschrift „Kirche und Kunst“, erinnerte sehr zu Recht an die großen Vorbehalte, die dem Bild im Alten Bund und im frühen Christentum entgegengebracht wurden. Tatsächlich hat man gelegentlich den Eindruck, daß einige meinen, man brauche nur wieder die alten biblischen Themen ins Bild zu setzen, und alle Probleme wären gelöst. Das Bild in Kunst und Literatur braucht eine besondere Qualität, um seiner anthropologischen Sinngebung zu entsprechen. Das können wir an den Bemühungen Wachters und seinen qualifizierten Beton-Bildsteinen in Baden-Baden sehen.

Ganz unerwartet für die meisten trat am zweiten Tag auch *Joseph Beuys* mit Filzhut in den Saal. Beuys plädierte für ein Christentum der Freiheit und meinte, daß wohl nicht der Künstler, sondern eher die Kirche dem „verlorenen Sohn“ vergleichbar sei.

Ein wesentlicher Gedanke des Schlußforums – von *Heinrich Böll* und *Werner Ross* herausgestellt – war die Notwendigkeit der Information. „Man muß sich aus erster Hand orientieren!“

Zu den Forderungen, die allgemein angenommen wurden, gehörte der Wunsch nach einer besonderen Ausstellung christlicher Kunst, den u. a. *Anton Henze* stellte. Henze bemerkte, daß die großen offiziellen Ausstellungen praktisch das christliche Thema verdrängt haben. Als zweites Desiderat wurde die Forderung nach einer Zeitschrift nach Art des „Hochland“ gestellt, in der die Fragen von Kunst und Literatur vorrangig behandelt würden. Schließlich verlangte *Heinrich Böll* mit Hinweis auf höchst konkrete Erlebnisse, daß die „unoffene Mieferei“ aufhören sollte – ein Vorgehen, bei dem man sich telefonisch abspricht und Interesse heuchelt, um dann den Schriftsteller oder Künstler moralisch zu liquidieren. Doch hier beginnt man nachdenklich

Sosehr man diese Tagung und die eben genannten Wünsche und Forderungen bejaht, die Vorstellung von „Ghetto“ und „ästhetischem Reservat“ ließ sich kaum abschütteln. Zunächst ist das publizistische und politische Intrigantentum, gegen das sich *Heinrich Böll* zu Recht zur Wehr setzte, nicht auf kirchliche Kreise beschränkt. Was von liberalen und sozialistischen Kreisen auf diesem Gebiet geleistet wird, ist kaum zu unterschätzen. Vielleicht ist es menschlich, allzu menschlich.

Weit schwieriger, als es zunächst scheint, ist die Forderung nach Information zu erfüllen. Auch die Kunstreferenten der Diözesen und die Geistlichen sind kaum in der Lage, die äußerst widersprüchlichen und differenzierten Vorgänge auf dem Gebiet der Kunst und Literatur zur Kenntnis zu nehmen. Der Mangel an Information in Fragen der Kunst ist bei den kirchlichen wie staatlichen Bürokratien nicht so sehr eine moralische Frage als vielmehr ein

Problem von Zeit und Kraft. Ähnlich wie den Behörden geht es auch den Künstlern. Welche Kenntnisse sind etwa bei den Literaten über die bildende Kunst und bei den bildenden Künstlern über die Literatur vorhanden? Genauso wird man fragen müssen: Was wissen Künstler und Literaten noch von der Bibel und den zentralen Gedanken des Christentums? Die religiösen Kenntnisse sind bis in die Kirche hinein sehr dürftig geworden. In einer Industriegesellschaft, in der wirtschaftliche und technologische Anliegen vorrangig sind und selbst die „Kunst zur Ware“ (*W. Benjamin*) wird, soll man sich nicht wundern, wenn Christentum und Kirche zum bloßen Klerikal-klichee absinken. Ob von der Kunst oder Literatur an sich etwas zu erhoffen ist, scheint fragwürdig; denn es gibt kaum etwas, was nicht von Künstlern als „Kunst“ erklärt wurde bis hin zu dem Transparent am *Fridericianum* in Kassel „Kunst ist überflüssig“. Genauso widersprüchliche Äußerungen finden wir bei Literaten und selbst bei Theologen. Dazu kommt der immer stärker werdende Prozeß der Sentimentalisierung des Christentums bis in kirchliche Kreise hinein, der durchaus mit den politischen Bemühungen zusammengeht, dem Künstler in seinen ästhetischen Reservaten Narrenfreiheit zu gewähren.

Deshalb werfen die großen „Macher“ und die internationalen Ausstellungen andere Probleme als „Kirche“ und „Kunst“ auf. Ihre Fragen sind vorwiegend erkenntnistheoretischer Natur: Wie sehen wir? Wie erkennen wir? Wie kommt es, daß die Gesellschaft Wirklichkeit und Welt nur mehr als Energiequelle nach ihrem Nutzwert beurteilen kann? Nicht die „Kirche“, sondern das Wesen der Welt oder des Vorhandenen steht zur Debatte. So hat die Biennale 1978 Kunst und Natur zum Thema gehabt. Nicht der Glaube allein wird für uns zum Problem, sondern selbst das Sehen und Erkennen. Die Gefahr solcher Tagungen besteht darin, daß schon durch die Festlegung der Thematik auf die konventionellen bildenden Künste, Architektur, Malerei und Plastik, der Zwiespalt, der die Gesellschaft als ganze – nicht nur die Kirche – zerreißt, gar nicht mehr sichtbar wird oder zur Sprache kommt.

So kann man die mutige und geistvolle In-

initiative nur bewundern, aber man darf nicht übersehen, daß eine Technologie, Politik und Wirtschaft, die sich selbständig gemacht haben und keine höhere Instanz über sich anerkennen als abstrakte „Wertvorstellungen“, uns in die Situation des Zauberlehrlings von Goethe versetzen: Wir rufen dem rotierenden Werkzeug und seiner Maschinerie zu, „Besen, Besen, sei's gewesen...“, aber Besen und Rad be-

wegen sich weiter. Nach Meinung mancher „Künstler“ – zu denen man *Joseph Beuys* genauso rechnen kann wie *Emil Wachter* – sind wir gegen diese Gewalten wehrlos, die sich selbständig gemacht haben, wenn nicht eine religiöse Erneuerung der Gesellschaft erfolgt, die über das Politische und Ästhetische hinausgeht.

Herbert Schade SJ

Distanzierung von der Kirche

In unserer Gesellschaft scheint die Distanz vieler Menschen zu den Kirchen größer zu werden. Dabei handelt es sich offenbar nicht einfach um zunehmende Religionslosigkeit. Ein neues Interesse für Meditation, eine neue Hochschätzung der Gestalt Jesu, die charismatischen Gruppen innerhalb der Kirchen oder in Distanz zu ihnen, die Anziehungskraft, die Taizé auf viele Jugendliche ausübt, die neuen „Jugendreligionen“, das neu erwachte Interesse an parapsychologischen Erscheinungen, die vielen Formen des Aberglaubens, oft vermischt mit platter Wissenschaftsgläubigkeit – all dies zeigt, daß die Themen der Religion keineswegs vergessen, vielmehr von neuem dringlich geworden sind. Neben diesen mehr spektakulären Erscheinungen und schwerer faßbar gibt es in unserer Gesellschaft eine Tendenz, sich von den Kirchen mehr oder weniger reflex begründet zurückzuhalten. Viele kommen nicht oder nur gelegentlich zum Gottesdienst. Sie fühlen sich vom Angebot der Gemeinden nicht angesprochen, auch nicht von den neuen religiösen oder pseudoreligiösen Bewegungen. Sie sind überzeugt, daß sie die Kirche für ihr persönliches Leben nicht so sehr brauchen, und fühlen sich dennoch keineswegs als ungläubig oder als schlechtere Christen.

Schon die Aufgabe, diese vielschichtigen Phänomene angemessen zu analysieren, stößt auf erhebliche und mit Repräsentativumfragen allein nicht behebbare Schwierigkeiten. So ist es verständlich, wenn die Seelsorgspraxis der Kirchen vielfach orientierungslos zwischen nervös-ungeduldigem Bekehrungseifer und gelähmter Resignation hin- und herpendelt.

Die theologische Diskussion über diese Phänomene ist insbesondere in der katholischen Theologie nur zögernd in Gang gekommen. Die Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen hat daher das Thema „Kirchliche und nichtkirchliche Religiosität“ auf ihrem Kongreß vom 2. bis 5. Januar 1978 in Wien aufgegriffen. Inzwischen wurden die Referate in der Reihe „Quaestiones disputatae“ veröffentlicht¹. Die Herausgeber hoffen, daß damit zu diesem Thema „eine die verschiedenen theologischen Disziplinen übergreifende Aussprache beginnt, die die Theologen zu weiterführendem Dialog mit außertheologischen Disziplinen befähigt und ermutigt“ (9). Die Beiträge sind nicht aufeinander abgestimmt; sie ergeben ein Bild der gegenwärtigen Diskussionslage. Zugleich werden offene Fragen deutlich.

K. Lehmanns „Theologische Reflexionen zum Phänomen ‚außerkirchlicher Religiosität‘“ (49–69) nennen zunächst Motive für den Aufbruch der außerkirchlichen Religiosität: einmal die „latente Spannung zwischen einer institutionellen Religion und der religiösen Erfahrung“, die „fast so alt ist wie die Geschichte der Kirche selbst“, die sich aber gegenwärtig verstärkt durch das anwachsende „generelle Mißtrauen des heutigen Menschen gegenüber der vermeintlichen oder wirklichen Macht der Großorganisationen, die in besonderer Weise freiheitsbeschränkend erscheinen“ (49–51); zum andern spielt der „Aufbruch der Sinnfrage“ eine wichtige Rolle, also das Bewußtwerden des Menschen, „daß er mehr ist als das Ensemble ökonomischer, politischer und